Frauen-Rundschau.

Wissenswertes auf allen Gebieten.

Rosenprodukte und ihre Herstellung.

Rosenduft — der Inbegriff alles Wohlgeruchs und des Köstlichsten aus Floras reicher Schatzkammer. Alles, was die gütige Natur in unerschöpflicher Fülle an duftiger Würze zu vergeben hatte, wurde der Rose im reichsten Maße zuerteilt. Seit Jahrtausenden bei allen Völkern geschätzt und mannigfaltig verwendet, gilt sie mit Recht als die Königin der Blumen.

Es ist leicht erklärlich, daß schon in früher Zeit versucht wurde, den Duft der Rose zu konservieren, um ihn jederzeit zur Verfügung zu haben. Jedenfalls hat dabei der Zufall zur Herstellung des Rosenöls geführt. Ob Spaniens Mauren, ob die Aegypter, die Perser oder die Araber die Erfinder des kostbaren Produktes sind, weiß Niemand. Nur so viel ist gewiß, daß die Rosenölbereitung seit einigen Jahrhunderten im Orient bekannt war, aber als Geheimnis streng gehütet wurde.

Dort wird das Rosenöl auch heute noch mit den primitivsten Apparaten hergestellt, während man sich in den Kulturländern der feinsten Maschinerien bedient.

Die Anbauversuche mit verschiedenen Rosensorten des Orients ergaben, daß Oelrosen sich überall züchten lassen. Besonders sind in Deutschland die Versuche mit der bulgarischen Kasanlikrose, eine gefüllte, rosablühende Damaszenerart, die die Zentifolie an Wohlgeruch weit übertrifft, geglückt. Rosenfelder von ca. 10 Hektar ergeben einen Ertrag von 100,000 Kilogramm Blüten und bieten in der Rosenblüte einen großartigen Anblick. Der Rosenflor beginnt Mitte Juni und dauert, je nach der Witterung, 2—3 Wochen.

Hunderte von Frauen und Mädchen sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit dem Pflücken der duftigen Blüten beschäftigt, da die Ernte keinerlei Aufschub verträgt, besonders wenn das Wetter warm und trocken ist. Die besten Rosen sind die am Morgen gepflückten, weil sie das meiste Oel enthalten. Durch das Verblühen und die Wärme geht ein Teil des leichtflüchtigen Duftes und Oeles verloren.

Die Rosen werden in großen Körben gesammelt, die dann am Wege aufgestellt und, von Wagen abgeholt, zur Fabrik wandern. Jeder Korb enthält 9—14 Kilogramm Rosen. Zur Füllung einer Destillierblase sind 30 Körbe erforderlich; im Notfalle kann aber die dreifache Menge Platz finden. Geringere Quantitäten sind jedoch leichter und schneller zu verarbeiten, weshalb nur wenig eingefüllt wird. Das Einschütten in die Blase geschieht von oben durch ein hermetisch verschließbares Loch. Jeder Füllung wird so viel Wasser zugesetzt, daß die Rosen gänzlich in Wasser liegen. Bei Verarbeitung auf Rosenwasser fängt man von zwei Teilen Rosen ein Teil Destillat (Rosenwasser) auf.

Die entstehenden Dämpfe führen das leichtflüchtige Oel mit und gehen durch das Rohr in den Kühlapparat, wo sie sich verdichten und als Rosenwasser in die untergestellten Flaschen abfließen. Die ausdestillierten Rosen haben keinen Wert mehr, nicht einmal zum Düngen der Felder sind sie brauchbar. Das Rosenwasser wird nun entweder als solches in den Handel gebracht oder nachträglich durch wiederholte Destillation auf Rosenöl verarbeitet. Diese Fabrikation ist die umständlichste und kostspieligste, weil sich die Ausbeute recht wenig umfangreich gestaltet, denn 4—6000 Kilogramm Rosen ergeben erst 1 Kilogramm Rosenöl. Dieses sammelt sich auf der Oberfläche des wiederholt destillierten Rosenwassers an, wird abgeschöpft und in Fläschchen gefüllt. Es ist eine blaßgelbliche Substanz von angenehmem, starkem Wohlgeruch. Bei mittlerer Wärme erstarrt es kristallinisch infolge seines Gehaltes an Stearopten. Die übrigen Bestandteile des Rosenöls sind Phenyläthylalkohol, Geraniol, Zitronellol und andere noch nicht genau bekannte Verbindungen. Welcher Bestandteil als eigentliche Ursache des Wohlgeruchs zu gelten hat, ist gleichfalls noch nicht ermittelt.

Vor einigen Jahren ist es gelungen, Rosenöl auf künstlichem Wege herzustellen. Eine ernstliche Konkurrenz wird aber der Rosenölindustrie daraus kaum erwachsen, weil beide Produkte sich doch etwas unterscheiden und auch im Handel gut nebeneinander Platz haben.

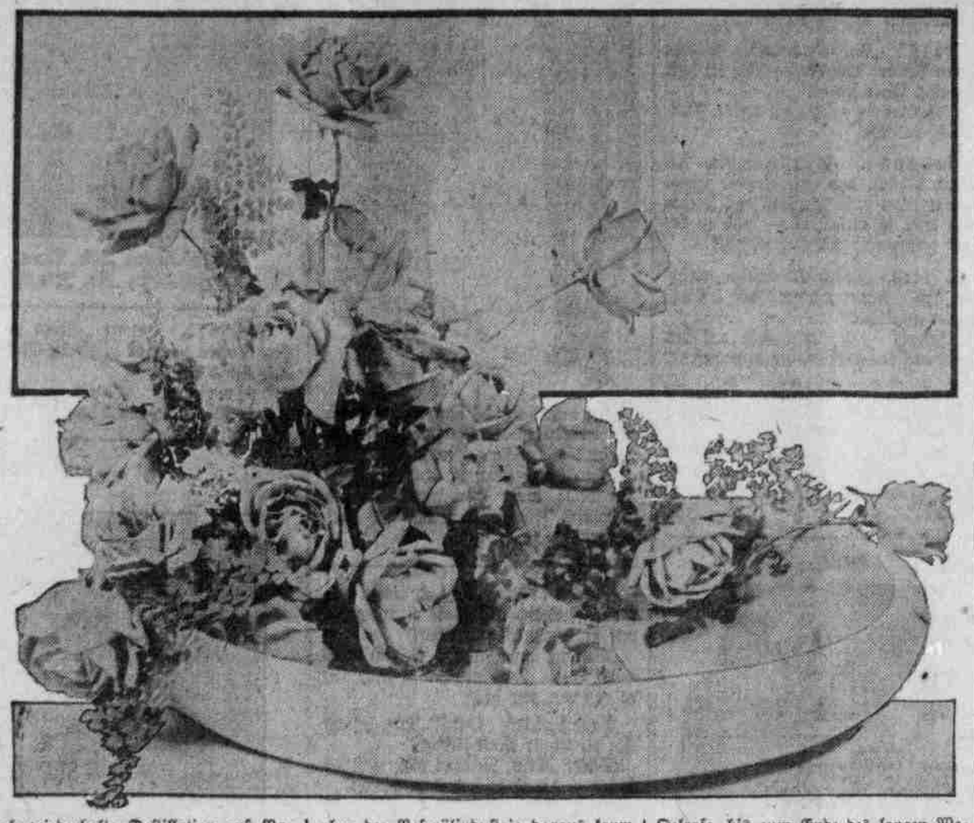
Wenn man die vielfältige Arbeit und Mühe, angefangen von der Kultur der Oelrose, bis zum Ende des langen Weges der Destillation in Betracht zieht, so muß der anscheinend hohe Preis des Rosenöls — 500—600 Dollars für das Kilogramm — noch mäßig erscheinen.

Für den Preis sind ferner die mehr oder weniger günstigen Verhältnisse des Marktes ausschlaggebend, die von den Produzenten genau verfolgt werden und nicht selten zu einer schnellen Preissteigerung führen, wenn die Umstände dazu geeignet erscheinen.

Neben dem Rosenöl gibt es noch ein anderes Produkt, das aus den Rosenblüten gewonnen wird, das ist die Rosenpomade. Zur Herstellung der Rosenpomade werden die frischgepflückten Rosen vom Kelch befreit — eine mühsame Arbeit, die bei dem schnellen Verderb der Blätter zahlreiche fleißige Hände erfordert, um die zur Füllung der Extrahierapparate nötige Menge in kurzer Zeit zu erzielen. Die Apparate bestehen aus gut isolierten doppelwandigen Kesseln, in denen frischer, mit Rosenwasser sorgfältig ausgewaschener Talg durch Dampf erwärmt und flüssig gehalten wird. Die Rosenblätter werden mit dem warmflüssigen Talg vermengt und bleiben zum Ausziehen der flüchtigen Bestandteile mehrere Stunden lang in den wärmgehaltenen Extraktionszylindern. Aus ihnen fällt die Masse in Zentrifugen, in denen der gelbgewordene flüssige Talg von den extrahierten Rosen abschleudert wird, um dann von neuem Rosenblätter zur Extraktion aufzunehmen. Diese Behandlung wiederholt sich so oft, bis der Talg mit Duft gesättigt ist.

Das so gewonnene Rohprodukt kommt als Rosenpomade an die Parfümeriefabriken zur weiteren Verarbeitung. Durch Ausschütteln mit verdünntem Alkohol erzeugen diese daraus „Rosen-Extrakt", das als solches verkauft oder zur Herstellung von anderen Parfümerien, Seifen und dergleichen dient, während die Pomade, der der Rosenduft noch anhaftet, zu Salben und echten Pomaden gebraucht wird. Auch das Rosenwasser findet in der Parfümeriefabrikation, bei der Likörbereitung, in der Apotheke, in der Feinbäckerei und zur Herstellung verschiedener Getränke als Odorisierungsmittel vielfach Verwendung.

Das Rosenöl, die Essenz oder Seele der Rose, kann selbstverständlich in entsprechender Verdünnung gleichfalls den genannten Zwecken dienen wie die beiden anderen Produkte. Merkwürdigerweise entwickelt sich der angenehme, feine und doch durchdringende Geruch erst richtig bei der Potenzierung des kostbaren Oels. Es genügen davon einige Tropfen, um einen Raum dauernd mit dem köstlichen Wohlgeruch zu erfüllen.



Oben (rechts): Pflücken der Rosen. — Unten (rechts): Rosen werden in den Kühlraum getragen. — Links: Eine Rosendekoration.

Den meisten Frauen von Kopf und Herz ist der Geschmack angeboren, und sie sind die anerkannten Lehrmeisterinnen der Männer auf diesem Gebiete.

Gerhard von Amyntor, Hypochondrische Plaudereien.

Altes und neues vom Taschentuch.

Wie die Mode von Jahr zu Jahr wechselt, sich verjüngt oder altert, hat auch das Taschentuch, das unentbehrlich für jeden gebildeten Menschen geworden ist, im Laufe der Jahrhunderte an sich erfahren müssen. Farbig und weiß, durchbrochen und dicht gestickt, gesäumt, klein oder groß, bildet es ein Reich für sich im Königreich der Mode, höchstens bei den Karaiben und Menschenfressern im dunklen Erdteil dient es nicht seiner eigentlichen Bestimmung, sondern wird als Lendenschurz bei Festen und Kriegstänzen von Frauen und Männlein stolz getragen.

In den Gemächern der vornehmen Römerin spielte das phönizische Seidentuch eine große Rolle. Man fächelte sich damit Kühlung zu und reinigte sich das Antlitz. Dem siegreichen Gladiator spendete der Cäsar ein solches Sudarium, dessen Vorzeigung genügte, um dem Kämpfer eine Audienz oder irgendeine Gnade des Kaisers zu erwirken. In Germanien, am fränkischen Hofe des großen Karl, bürgerte sich das Linnentüchlein ein. Edle und Hörige, Bürger und Waffenträger befestigten es am Gürtel, aus der bunten Schlitzhose hing es heraus, neben der Schreibfeder des gelehrten Mönches feierte es ein friedliches Dasein, Frauen und Mägdlein verwahrten es in der Prunktasche. Künstler, wie Albrecht Dürer, verherrlichten im Schweißtuch der heiligen Veronika solche Tücher, kostbare Mönchsfripturen wurden in diese Trockentüchlein eingehüllt, um den Einband aus Edelmetall zu schützen.

Immer allgemeiner ward der Gebrauch des Taschentuchs. Auf den Porträts eines Holbein und Cranach sieht man Herren und Damen mit kostbaren Facilettleins versehen. Fein ausgenäht, werden sie als Geschenke verwendet. Goldquästlein zieren die Ecken. „Patrizierinnen und Bürgersfrauen schmücken sich mit diesem Reinlichkeitsgerät", heißt es in einer alten Chronik.

Man trieb förmlich Luxus mit diesen Facilettleins. Ich selbst sah noch vor etlichen Jahren in Venedig ein wahres Wunderwerk von Sackttüchlein bei einem Antiquitätenhändler ausgestellt. Auf dem gelblichen Batist war die Rialtobrücke in feinster Ausführung gemalt, herrliche Brabanter Spitzen bildeten den Besatz dieses Prunktaschentuchs, das irgendeine Dogaressa getragen haben mag.

Zur Zeit der furchtbaren Katharina von Medici war das mouchoir-galant am französischen Hofe in der Mode. Mit Rosenbalsam parfümiert sandte man irgendeinen unangenehmen Nebenbuhler, der alsbald ausgelebt hatte, und in der Bartholomäusnacht tränkte man diese Tücher mit starken Essenzen, um damit den wahnsinnigen Karl den Neunten halb trunken zu machen, ehe die Hugenottengreuel in Szene gesetzt wurden. In einem späteren Jahrhundert erhielt der Sonnenkönig Ludwig der Vierzehnte jedem Morgen auf silbernem Teller drei orientalische Seidentücher, mit köstlichen Stickereien geziert, zur Benutzung.

Als das Schnupfen, der Tabak sich einbürgerte, erstand für das Taschentuch seine Glanzheit. Doch wurde es nun oft aus derberem Material gefertigt; bunt gedruckte kattunene kamen in Mode. —Die Soldaten des alten Fritz benutzten sogenannte Schautücher, auf denen Zieten und der alte Dessauer, Schlachten und festliche Ereignisse abkonterfeit waren. In der Zeit tiefster Erniedrigung, nach der Jenaer Schlacht, trugen die Tugendbündler sogenannte „Patrioten-Taschentücher" mit den Bildern von Schill und Palm, dem schwarzen Braunschweiger, dem kühnen Parteigänger Leutnant von Hirschfeldt u. a. m. Während der Freiheitskriege war es auch beliebt, Auguste Renz (die tapfere Eleonore Prohaska) und andere Heldenmädchen im Taschentuch herumzutragen.

Auf der Stockholmer Ausstellung (1897) erstand ich als Erinnerungszeichen ein sogenanntes Schwedentuch, dessen Rand sämtliche schwedische Herrscher zieren. Fast jeder Besucher nahm sich solch ein ganz eigenartiges Machwerk mit. Revolutions-Taschentücher waren 1900 gelegentlich der Weltausstellung in einer Vitrine des Pavillons der Stadt Paris ausgestellt. In drei Farben hergestellt, schlang sich durch die Mitte ein rotes Band, auf dem in schwarzer Schrift die Worte standen: „Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit."

Venus-Taschentücher, die die Eigenschaft haben sollten, das Antlitz schön zart und rosig zu machen, brachte ein italienischer Quacksalber um das Jahr 1575 in die Mode. Das Rezept für dieses Schnaubtuch-Wasser hieß also: „Alaun, Malvasier, Borris, Gummi Tragant und arabikum werden mit Quecksilbersublimat und Bleiweiß, Eierklar, Terpentin, Essig und Ingwer gekocht, auch Myrthen, Kampfer, fünfzig Schnecken, eine gerupfte feiste Henne, Pomeranzen, Zitronen und Zuckerkandel dazu gemischt". Ein Tuch, siebenmal mit diesen nichts weniger als gesundheitsförderlichen Ingredienzen getränkt, sollte Fürstinnen und anderen fürnehmen Frauen von Nutzen sein.

Zeiten und Menschen ändern sich! All diese Perioden mit ihren seltsamen Tücher-Erzeugnissen sind überwunden, man ist zu einer wohltuenden Einfachheit zurückgekehrt.

Seidene Taschentücher sind nicht mehr streng modern, Leinen und Batist behalten den Vorrang. Man schätzt die meisten imitierten Damastgewebe, die englischen Batisttücher mit breitem Saum und Hohlrand, mit gestickten Buchstaben oder Monogramm. Ganze Spitzentaschentücher mit kleinem Mittelstück aus Batist oder Leinen, trägt man mit Vorliebe zu festlicher Gelegenheit. Trauer-Tücher in schwarzer oder lila Farbe, meist mit breiten Rändern in diesen Nuancen, sind modern, krasse, harte Farben dagegen streng verbannt. Man liebt, wie auch an den Roben, die zarten, verschwimmenden Töne. Das Feinste ist und bleibt aber ein weißes, irisches Leinentuch mit kaum sichtbaren Hohlsaum, für das bis zu $5 pro Stück bezahlt werden.

„Stört man?" ist die infamste, feigste Frage. Da gibt es nur eine Rettung: „Ja, man stört!" Wiener Gemütlichkeit: „Aber bitte, bitte, im Gegenteil!" Innerlich: „Schau, daß d' abfahrst, Hund, verdächtiger!"

*

Ob ihnen das recht wär', müßten die Frauen
Sich alle in gleicher Kleidung schauen?!
Es scheint mir doch, daß der Zukunftsstaat
Bei den Frauen wenige Freunde hat.

*

Wenn dich getroffen hat ein großes Weh,
Hoff, daß die Zeit dich lehrt, es zu verwinden;
Du kannst, was du verloren hast im Schnee,
Im Frühlingssonnenscheine wiederfinden.

*

Selbstbewußtsein ist Stolz auf das, was man ist; Eitelkeit ist Stolz auf das, was Andere von uns denken.

*

Wer sich von seiner Hände Arbeit nährt, der glaubt kaum, daß Geistesarbeit den gleichen Schweiß kosten könne, er ahnt nicht, daß der Geistesarbeiter inwendig schwitzt; umgekehrt achtet der Mann des geistigen Berufes die Mühen des Handwerkers oft viel zu klein. So erwächst dort Neid, hier Hoffart, überall aber ein höchst ungerechtes Urteil über die Ehre fremder Arbeit.

Ganz nahe dem Tode.

Eine Episode aus dem Weltkrieg.

Von **Hans Erich Lübke.**

Als die Nacht ihr dunkles Tuch über all den Kampfeslärm, über alles Kriegsleid beruhigend ausgebreitet hatte, als feuchte Nebelschwaden alle Kampfesglut kühlten, verlegte unsere Batterie die Feuerstellung um rund tausend Meter nach vorn.

In aller Stille geschah das. Niemand durfte sprechen oder gar rauchen. Und um das unvermeidliche Geräusch beim Fahren der Artillerie nach Möglichkeiten abzuschwächen, fuhren die Geschütze und die Munitionswagen neben der Chaussee auf dem Acker. Die Fahrer führten, abgesessen, ihre Pferde, und die Kanoniere schritten, ab und an über die Rüben eines Feldes stolpernd, hinter den Geschützen her.

Unser Stellungswechsel vollzog sich wie gewünscht, ohne eine Störung. Und als die ersten zarten Lichtstrahlen des jungen Morgens durch die nebelfeuchte Dämmerung gen Himmel tasteten, als einzelne Vögel hin und wieder, wie im Traume, lieblich zwitscherten, meldete die Batterie bereits Feuerbereitschaft.

Das alles ging scheinbar leicht und schnell und hat doch so manchen Schweißtropfen gekostet. Wenn auch der Bewegungskrieg keine festen, massiven Deckungen und Unterstände kennt, ohne irgendwelche Deckung geht es doch nicht ab. Auch sie kostete Schweiß; denn Eile tat allemal not, und der französische Ackerboden machte uns das „Buddeln" wahrlich nicht leicht. Die dünne oberste Schicht, zäher, fester Lehm, ließ sich leicht bewältigen, dem darunter befindlichen Kalk- und Kreideboden war hingegen nur mit der Pide beizukommen. Ein fast mannshoher, halbkreisförmiger Wall um jedes Geschütz mit dem dazugehörigen Munitions-Hinterwagen, durch Zweige, Rübenblätter oder Rasen, möglichst der Umgegend angepaßt, gut maskiert, dahinter zwei nach rechts und links laufende, etwa mannstiefe, zwei Meter lange Deckungsgräben — unten für die Schlafstätte ausgehöhlt: Das ist die Deckung der Feldartillerie im Bewegungskrieg.

Und sie war fertiggestellt, als sich des Morgenhimmels zartes, blasses Blau mit rosig betupften Lämmerwölkchen belebte und die Batterie Feuerbereitschaft meldete.

Der laubengraue Nebeldunst sank immer mehr, unzählige Rübenblätter schmückten sich mit Millionen silbern blitzernder Perlen, und die Umgebung nahm Form und Farbe an.

Inmitten eines großen Rübenfeldes, in einer sanften Geländefalte, befand sich unsere Stellung. Links die Chaussee, auf der wir erst jetzt unzählige gefallene Soldaten zwischen abgeschossenen Aesten und Baumsplittern in wüstem Durcheinander gewahrten. Wir dachten mit Schrecken daran, daß die Toten alle überfahren worden wären, wenn wir im Dunkel dieser Nacht die Chaussee benutzt hätten. Rechts, etwa dreihundert Meter vorauf, ein kleines Wäldchen, hinter dem ein Generalstabs-Automobil hielt, und links daneben war eine andere Batterie in Stellung gegangen. Als dann die aufgehende Sonne goldigen Glanz auf alles legte, schwebte schon der erste Flieger durch den silbergrauen Aether, dem Feind die ersten Tagesgrüße zu überbringen.

Da stieg links von uns ein französischer Fesselballon in die Höhe. Wir waren ärgerlich, denn er konnte unsere Stellung ausgezeichnet einsehen. Die Geländefalte mußte auch ausgerechnet offen vor ihm daliegen. Noch ehe wir es ahnten, kamen auch schon feindliche Schrappnells dahergebraust und schlugen krachend vor unserer Stellung ein, so daß uns Spreng- und Erdstücke um die Ohren sausten. Sonderbarerweise war die Beschießung nur von ganz kurzer Dauer. Jetzt machten wir unsere Geschütze feuerbereit, denn der Gegner sollte nicht ohne Antwort bleiben. Bald aber kam der Befehl: „Die . . . Batterie schießt nicht!" Das schien uns wieder einmal höchst sonderbar. Ebenso sonderbar war es, daß den ganzen Tag über, weder hüben noch drüben, auch nur ein Artillerieschuß abgefeuert wurde.

Die Sonne fiel schon wieder an der tiefblauen Himmelsglocke und schickte sich an, ihre roten, heißen Wangen ich aufsteigenden blaugrauen Nebeldunst zu kühlen, als uns der Gegner plötzlich mit unerhört heftigem Feuer belegte, so daß der Befehl gegeben wurde: „Decken!" Schleunigst verkrochen wir uns in unsere Gräben, wobei manchem Munde im Unwillen die Worte entschlüpften: „Warum schießen wir nicht?"

* * *

In unserm Deckungsgraben hatten sich zwei Kameraden und ich der Länge nach dicht aneinander hingestreckt und hörten auf das Schießen, das furchtbare Krachen der vor uns berstenden Granaten und das Prasseln der an das Schutzschild und den Munitionswagen geschleuderten Spreng- und Erdstücke. Daneben hatte wohl jeder noch seine eignen Gedanken, dachte an schnell und schmerzlos tötende Kopfschüsse, an grausam zerrissene Leiber, die lebenslängliches Krüppel- und Siechtum hinterließen, als eine dumpfe Erschütterung, ohne daß ein Knall zu vernehmen war, die Erde erbeben ließ. Erdmassen senkten sich plötzlich wie eine Welle auf meine Füße, senkten sich über den Leib und die Schultern und deckten mich ganz zu — mir war's, als stöhnte ich leise . . .

Ich mochte einen Augenblick still dagelegen haben, als ich, ohne weiteres zu denken, die Füße anziehen wollte, um — aufzustehen. Es ging aber nicht. Irgend etwas hielt die Füße fest umschlungen. Ich versuchte zum gleichen Zweck die Arme aufzusetzen; auch das ging nicht. Da bewegte ich den Kopf etwas und dachte dabei: Luft hast du ja noch zum Atmen. Doch es sogen sich beim Atmen Erdteilchen in die Nase. — Plötzlich hörte ich, wie irgendwo, ganz fern, Hilfe gerufen wurde. Da rief ich auch viermal: Hilfe! Von dem Augenblick an erinnere ich mich an nichts mehr. Einmal war es mir jedoch, als ob meine Füße entblößt würden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Zeltbahn, die von vier Kameraden an den Zipfeln gehalten wurde. Um mich herum standen die Kameraden und Offiziere und betrachteten mich, ohne zu sprechen. Ich war darob erstaunt und fragte: „Was ist hier los?" Es wurde geantwortet: „Nichts." Nach einer Weile stillen Daliegens stellte ich dieselbe Frage, erhielt aber dieselbe Antwort. Als plötzlich vier schnell aufeinanderfolgende dumpfe Donner durch die Luft rollten und sechs Sekunden darauf vier unheimlich krachende Granaten in der Nähe einschlugen, entflohen mir die Worte: „Ach, wir sind ja im Krieg." — Und es überkam mich eine leise Traurigkeit, mir wurde weh ums Herz, und ich fühlte, wie mir heiße Tränen über die Wangen liefen. Ich ahnte jedenfalls, daß ich mich in einer furchtbaren Lage befunden hatte. Jemand sprach das Wort Kopf in irgendeinem Zusammenhang aus. Darauf fühlte ich instinktiv nach meinem Kopf. Er war da. Unwillkürlich sah ich auf meine Brust und gewahrte zu meinem Erstaunen, daß sie entblößt und von Hemdfetzen umgeben war. Da wurde ich unruhig und fragte: „Was ist mit mir geschehen?" Ein Offizier erwiderte: „Nichts, es geht Ihnen ja gut!"

Darauf ward ich wieder ruhig, und meine Augen schweiften in die Ferne und sahen das kleine Wäldchen in flammendem Gold und Braun prangen, sahen, wie durch den klaren, azurblauen Glast der Luft ein Goldstrom von der goldigen Spätnachmittagssonne eines köstlichen Herbsttages auf die Erde herniederflutete. Und ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchrieselte mich. Mir war's als wenn die beseligende Ruhe in der Natur auch mich durchströmte. Und ganz allmählich fielen mir die müden Augen zu.

Als schon die langen Schatten der hohen Chausseemauer auf den Feldern hin und her huschten, erwachte ich wieder. Hinter einem Strohdiemen, nahe der Chaussee, hatte man mich auf Stroh gelagert. Starke Schmerzen verspürte ich im Kopf, im Genick, im Rücken, in der Brust, kurz, überall. Ich wollte mit dem bei mir sitzenden Kameraden sprechen, die Stimme versagte jedoch fast. Nur einige Worte entflohen tonlos dem Munde, denn schon ging mir die Luft aus. Bald darauf quoll es mir, mit Erdteilchen vermengt aus Mund und Nase. Aber ich fühlte mich danach erleichtert, wenn auch die Schmerzen noch zunahmen.

* * *

Und nun erzählte mir mein Kamerad, was vorgefallen war. Eine schwere Granate sei auf unsern Wall aufgeschlagen und dort gesprungen. Die abstürzenden und durch die Trichterbildung beiseite geschobenen Erdmassen hätten mich und zwei Kameraden unter sich begraben. Da alle anderen in ihren Geschützdeckungen saßen, habe niemand etwas vom Vorgefallenen bemerkt. Der eine von den dreien habe sich jedoch mit vieler Mühe freimachen können und um Hilfe gerufen. Sofort seien alle herbei geeilt und hätten in fieberhafter Eile mit Spaten oder was man sonst in der Erregung ergriffen habe, ja mit den Händen an unserer Befreiung gearbeitet. Mein Nachbar sei noch bei Besinnung gewesen, während man mit mir geraume Zeit Wiederbelebungsversuche habe anstellen müssen; denn ich atmete nicht mehr, mein Gesicht hatte sich graugrün verfärbt und mein Körper lag zuckend, fast leblos da. Die Bemühungen seien noch mehrmals durch wieder einsetzendes Feuer des Feindes unterbrochen worden, aber endlich mit Erfolg gekrönt gewesen.

Ordentliche Arbeit, daß die Religion ihren Acker fände, sie gedeiht nicht beim Faulenzen.

*

Was du gründlich verstehst, das mache,
was du gründlich erfuhrst, das sprich!
Bist du Meister im eignen Fache,
schmäht kein Schweigen in fremden doch.
Das Reden von allem magst du gönnen
denen, die selbst nichts machen können.